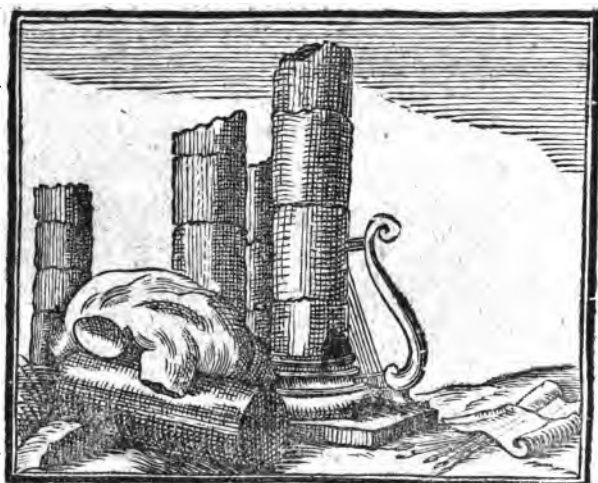


Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freien Künste.



Sechs und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1792:

In der Dyckischen Buchhandlung.

und hinten eingedrückt vom Gewicht ihrer niedlichen Glieder.“ Uns dünkt, wer für Natur und Einfach Gefühl hat, wird auch diese zarten Geistesblüthen nicht unempfindlich vorübergehen, sondern, wenn er anders mit der Poesie der Griechen und Römer vertraut ist, sich freuen, „dieses Werk mit den Dichtungen ihrer Kindheit zu vergleichen und wahrzunehmen, wie die schöpferische Energie des Menschen sich in ihren Aeußerungen überall gleich bleibt, und nur durch Localverhältnisse verändert wird.“

IV.

Akademie der schönen Künste. Herausgegeben von G. A. Bürger. Ersten Bandes I — 3tes Stück. Berlin in der Akad. Kunst und Buchh. 1790. 1791. 8.
(Mit Bignetten und lateinischer Schrift.)

Bei der zahllosen Menge periodischer Schriften aller Art, vermiste man doch noch ein Journal von dem Zweck und Umfange, den Hr. Bürger diesem hier angezeigten gegeben hat. In den Musealmanachen erscheinen, wie bekannt, bloß versifizierte und nur kürzere Stücke, und in den übrigen Zeitschriften, in denen bisweilen Gedichte und Aufsätze über Gegenstände der schönen Künste ab-

gedruckt werden, betrachtet man sie doch nur als Nebensache, und übt daher auch bey ihrer Aufnahme eine höchst tabelnswerthe Toleranz aus.

Ein poetisches Journal von einem Dichter, wie Hr. Bürger, herausgegeben, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Männern, ihm gleich an Geist und Talenten, oder doch nicht tief unter ihm — in welchem sie ihre neuesten Arbeiten bekannt machten, jedoch nicht jede Kleinigkeit, die oft Zwang der Verhältnisse und Gefälligkeit auch von dem strengsten Richter seiner selbst erpreßt, sondern nur solche Stücke, die sie für würdige Brüder ihrer übrigen bessern Geisteskinder anerkannten — wie sehr willkommen würde den Freunden der vaterländischen Muse ein solches Geschenk seyn!

Ganz so etwas ist es nicht, was wir hier von Hrn. B. erhalten, aber doch etwas ähnliches: etwas, das immer den Dank des Publikums verdient. Zwar scheint die Gesellschaft, in welcher der gefeyerte Dichter hier auftritt, dem größern Theil nach, zu ungleich für ihn: zwar ist Seinesgleichen keiner unter ihr — doch aber Ein Jüngling von ächtem Dichtergenius, dessen Probestücke freylich noch keine Meisterstücke sind, aber doch schon glänzende Spuren von dem zeigen, was er einst zu liefern im Stande seyn wird, wenn, was wir nicht fürchten wollen, das allzufrengelige Lob und der allzureiche Lorber, den sein begeisterter Freund ihm reicht, ihn nicht auf falsche Wege und zu dem Wahn verleitet, das schon zu seyn, was er — werden kann. Unsere Leser errathen, daß wir

wir hier Hrn. A. W. Schlegel meynen, den Sohn eines Mannes, der sich gleichfalls um die schöne Litteratur und den Geschmack der Deutschen unlängbare, wenn gleich jetzt sehr verkannte Verdienste erworben hat. — —

Das erste Stück des ersten Bandes öffnet sich mit einem Gedichte von dem Herausgeber. Es heißt ein Gebet — ein Gebet der Weihe; allein Hr. B. betet darin weniger, als daß er klagt und stichelt. Schade, daß Hr. B. entweder so viel ärgerliche Launen hat, oder, was noch schlimmer wäre, daß er jetzt blos in seinen ärgerlichen Launen dichtet. Die meisten seiner neuern Produkte sind voll Galle und Unmuth. Gleich der Vorwurf, mit dem er hier gegen seine ganze Nation beginnt, scheint uns übertrieben und ungerecht:

Göttinn des Dichtergesangs und der edleren Rede
der Menschen,

Herrliche, die mein Volk nie jener Tempel gewürdigst,

Welche den höhern Geist des Griechen, des Römers,
des Britten

Und des Galliers, Zeit und Raum durchstrahlend,
verkünden,

Siehe, wir Wenigen haun, von deinem Odem begeistert

Mührend das goldene Spiel, das Ihebens Mauern
erbaut hat,

Aber bewaffnet auch mit dem Schwert und Bogen
Apollon,

Beydes, zu locken die Edlen und fern zu verschrecken
den Pöbel,

Göttinn

Göttinn, wir bauen dir ein Haus, zwar klein wie ein
Hüttchen des Weinbergs,
Dennoch nur dir allein und deinem Dienste ge-
heilligt.

Wir gestehn, daß uns der Sinn nicht ganz klar
ist. Sind die Tempel, die die Griechen, Römer,
Britten und Franzosen der Göttinn der Dichtkunst
gebaut haben sollen, bloß ein Bild der Achtung,
die diese Nationen der Poesie erwiesen? Aber dann
möchte Hrn. B. der Beweis wohl schwer fallen,
daß die Dichtkunst bey den Römern in größerm
Ansehn gestanden, als bey den Deutschen, daß ih-
re besten Dichter mehr gelesen, und als Dichter
höher geschätzt worden, als die unfrigen bey uns.
Unsere großen Dichter werden gewiß von dem bes-
sern Theile der Nation nach Verdienst geehrt, mehr
als Fürsten und Große, die alles, was sie von dem
großen Haufen der Sterblichen auszeichnet, allein
dem Zufall verdanken; und verhältnißmäßig so
sehr, als bey den Franzosen und Engländern. Man
steht freylich in den Gedanken, daß diese Nationen,
wer weiß was für abgöttische Ehrfurcht für ihre
Dichter hegten, allein bey näherer Prüfung und
einer genauen Bekanntschaft mit ihrer Litterarge-
schichte verschwindet dieser Wahn. Wie viele
ihrer größten Geister lebten in Verachtung und Ar-
muth: welche Demüthigungen mußten sie nicht oft
von übermüthigen-Großen erdulden; wie nieder-
trächtig mußten sie schmeicheln und kriechen, wenn
sie ihres, dann mehr beschimpfenden als ehrenden,
Umgangs gewürdigt werden wollten! Wie weg-
werfend

wesend. urtheilt nicht auch bey diesen Nationen der größere Theil der höhern Stände von Poesie und Dichterverth!

Ferner können wir das Passende in dem Gegensatz nicht finden, der doch offenbar zwischen dem kleinen Hause und jenen Tempeln statt finden soll. Ich baue den Musen ein kleines Haus, bedeutet hier, in schlichte Prosa übergetragen: ich gebe ein kleines poetisches Journal heraus. Fehlerhaft wäre also die Allegorie (indem die Glieder derselben aus ganz ungleichartigen Theilen bestehen würden) wenn Hr. B. unter jenen Tempeln nicht etwas anders, als Beyfall, Achtung, Ehre verstanden hätte. Gleichwohl wissen wir nicht, was er sonst gemeint haben kann. Wir kennen schlechterdings nichts, was gleichen Bezug auf alle vier genannte Nationen hätte, auf alle gleich passend, von allen gleich gültig wäre.

Hr. B. fährt fort, und giebt nun den Grund an, warum er mit seinen Freunden in Apollo das kleine poetische Haus bauen will:

Denn uns enget den Raum das Gewühl der Wechs-
ler und Krämer

Und der Rärner, die uns aus jeglicher Zone der
Erde

Struppigen Plunders viel zukarren, der uns nicht
Noth thut;

Enget ein zahlloser Troß der Schnabel aufsperr-
den Neugier,

Und der Sammler von Lumpen, aus denen nimmer
ein Blatt wird,

Und

Und von Flocken und Fäden, die keiner verspinnt und
verwebet;

Engt ein gefäusteter Schwarm Betrunkener, welcher
zur Pflege

Aller Laternen um Kirch', um Schloß, um Rathhaus
und Marktplatz

Hoch berufen sich wähnt, allein das leuchtende
Flämmlein

Bald mit Gestank auslöscht — ein süßer Geruch dem
Despoten —

Bald zum Brand, erwünscht für Mord und Plün-
derung, anfacht.

Die bösen, die abscheulichen Leute! Und was das
Schlimmste ist, sie treiben ihr Unwesen so im Ver-
borgenen, daß von dieser ganzen litterarischen
Mordbrennerschaar selten jemand etwas zu sehen
bekommt, als übellaunige Poeten, Philosophen
und Theologen. Was die Ausfälle auf die Krä-
mer, Kärner und Lumpensammler betrifft, so
weiß man wohl, wohin man sie zu schreiben hat.
Auf die an Dichtern so gewöhnliche Einseitigkeit.
Die Herren vergessen gar zu oft, daß nicht alle
Mauern durch Apolls Saltenspiel (eine Reliquie,
an deren Aechtheit überhaupt sehr erlaubt ist zu
zweifeln) erbaut werden, und daß ein kluger Land-
mann seinen Acker dennoch zur gehörigen Zeit be-
stellen wird, wenn es gleich noch so wahrscheinlich
ist, daß er lange auf einen befruchtenden Regen
warten muß, der den ausgestreuten Saamen zum
Keimen bringt. — — Nun erst kömmt ein
Gebet an die Muse, auf welches freylich das voll-
kommene

kommenene Anwendung leidet, was Shaftesbury von allen ernstlichen Anrufungen neuerer Dichter an die Musen sagt, und worin uns außerdem noch der würzeduftende Busen der Göttinn etwas zu orientalisch dünkt.

II. Apollo eine Deutung: von F. Bouterweck. Der Gedanke, der Mythos vom Apoll sey nichts als ein Sinnbild der Eigenschaften und Wirkungen der Poesie, ist nicht neu, aber hier ganz artig ausgeführt. Nur wenn Hr. B. jeden einzelnen Zug der Fabel bedeutend und beziehend darstellen will, so muß er natürlich zu gezwungenen und gesuchten Deutungen seine Zuflucht nehmen, da er den Gegenstand aus einem so beschränkten und einseitigen Gesichtspunkt betrachtet. Seite 20. „Warum war Apoll ein Arzt? Warum gab er Orakel? Warum kämpft er mit Drachen? Was hat das alles zu schaffen mit der Poesie? Mich dünkt für rohe, sinnliche Menschen konnte der wahre Stand des Dichters nicht kräftiger bezeichnet werden, als so. Die Wunden des Herzens zu heilen; Sorge und Unruhe zerstreuen, und das Ungeheuer des Egoismus bekämpfen durch melodische Sympathie, das ist doch wohl mehr als Geckerey?“ En freylich; nur nicht das, was jenen Dichtungen ihr Daseyn gab. Wir hüten uns dem Verf. zu dociren, was er nirgend besser lernen kann, als an dem Orte seines Aufenthalts, wo mit ihm der Mann lebt, der zuerst Licht in das Dunkel der alten Fabel gebracht, und mit dem Faden der Geschichte und Philosophie den Weg durch
 dieß

dies verwickelte Labyrinth gefunden hat. — Die kühnen Behauptungen, die Hr. B. gelegentlich vorbringt, mag er beweisen. „Der schönste Zustand des Lebens ist weder Tag noch Nacht, sondern Dämmerung. (Für blöde oder müde Augen!) „Diese Dämmerung des Geistes, in der die Seele am süßesten lebt, giebt uns die Poesie.“ — „Poesie ist Luxus des Herzens. Luxus kann schädlich werden: aber ohne ihn ist der Mensch ein Halbthier.“ Wie hart, wie übertrieben!

III. Ariadne: von A. W. Schlegel. Von allen poetischen Versuchen, die uns von diesem jungen Dichter bekannt worden sind, hat keiner eine so günstige Idee von seinen Talenten, und so angenehme Erwartung von dem, was er künftig noch leisten kann, in uns erweckt, als diese Erzählung. In seinen kleinen lyrischen Stücken ist weit weniger Eigenthümlichkeit, Kraft und Schönheit des Ausdrucks, kein so leicht und doch so voll strömender Fluß des Verses. Hr. S hat durch die glückliche Behandlung dieses so allgemein bekannten und so verbrauchten Stoffes bewiesen, was er liefern könnte, wenn er sich einen Gegenstand wählen wollte, der mehr Interesse, Neuheit und Umfang hätte. Zwar ist diese Erzählung nichts weniger als vollkommen; sie hat mehrere müßige und prosaische Stellen; einige Beschreibungen sind überladen; die Sprache der Leidenschaft hat nicht ganz die nöthige Wahrheit und Einfachheit: dennoch verschwinden diese Flecken neben dem Glanze ungleich größerer Schönheiten.

Theseus

Thesus hat Arkadnen während des Schlags auf Karos zurückgelassen. Sie erwacht und sucht den treulosen Flüchtling; ihr Auge aber entdeckte am Rande des Horizonts nur noch die Segel seines eben verschwindenden Schiffs. Sie bricht in Klagen und Vorwürfe gegen den Verräther aus, in denen man einige Züge der Ovidischen Heroide wiederfindet, die doch nicht ohne Ausnahme der Nachahmung werth waren.

Thesus! rufst sie, aber ohne Frucht;
 Nur der Nachhall aus der Felsenbucht
 Rennet, da sie angstvoll horcht, der Armen
 Thesus Namen aus Erbarmen.

Diese letzten Worte haben ganz das Ansehn, als ob das Bedürfniß des Sylbenmaasses und Reims sie hervorgebracht hätte: und doch scheinen sie mehr folgendem spielenden Zug des lateinischen Dichters nachgebildet:

Et quoties ego te, toties locus ipse vocabat,
 Ille locus miseræ ferre volebat opem.

Anderer Stellen hingegen hat Hr. S. ungemein glücklich verbessert:

— mare prospiciens in saxo frigida sedi,
 Quamque lapis sedes, tam lapis ipsa fui.

ungleich natürlicher und schöner im Deutschen:

Watt und stumm gelehnt an einen Stein,
 Scheint sie selbst ein Marmorbild zu seyn.

Bacchus erscheint:

— horch! von was für lauten Stimmen
 Wird die Klage plötzlich überschallt?

XXXVI. B. I. St.

3

Neß

Voll Entzückens wird der nahe Wald,
 Alles scheint in neuem Glanz zu schwimmen.
 Bacchus lenkt heran sein Lygerpaar,
 Bacchus naht, umringt von seiner Schaar;
 Eines Pardels Blies um seine Lenden,
 Einen Thyrsus in den Händen.

Bacchus liebt in iden Waldrevieren,
 Liebt auf Klippeninseln, fern und nah,
 Ebasos, Chios und Ortygia,
 Seine wilden Reigen aufzuführen.
 Das Gebirg, von Ulmen überschirmt,
 Das sich hoch auf Naxos Ritze thürmt,
 Vor ihm heute, bey des Tages Schwüle,
 Seinen Schoos voll Ruh und Kühle.

Jeto bey des Abends milderm Strahle,
 Hatt' er mit erhöhter Jugendkraft
 Sich vom Rosenblatt emporgerafft,
 Und den Zug hinabgewandt zum Thale,
 Wo er oft am Wiesenborn die Nacht,
 Bey dem Fest der Trauben durchgemacht;
 Wo er oft, wenn schon der Morgen glänzte,
 Den Pokal mit Schaum befränzte.

Er erblickt Ariadnen, deren Reize durch die Trau-
 rigkeit noch anziehender geworden sind. Sie sie-
 gen schnell, und er beschleßt, der Trostlosen sich
 zu nähern, und ihr seine hülfreiche Hand zu rei-
 chen:

»Über keiner folge meinem Schritte
 »Von Euch Satyrn und Thyaden nach!
 »Bleibt allhier und kühl an diesem Bach
 »Eure Becher nach gewohnter Sitte!

»Schre-

»Schrecken sollt ihr nicht mit totem Schwarm
 »Die Verlassne dort in ihrem Harn;
 »Sollet ihre Klag', ihr leises Stöhnen
 »Nicht durch euren Jubel höhnen.

Es wird ihm nicht schwer, sie zu trösten. Er verspricht ihr, sie an dem Verräther zu rächen:

»Aber nun, o Nymphe, schone dein!
 »Er vergaß dich: so vergiß auch sein!
 »Laß mich dir den süßen Becher mischen,
 »Und dein matted Herz erfrischen!

Indeß Bacchus mit der getrösteten Schönen in der Felsengrotte der goldnen Werke Cypriens pflegt,

Harrt' auf ihn am Wiesendorn im Thal
 Zechend seine weinbelaudte Kotte.
 Abndung von des Gottes hoher Lust
 Hatte jetzt gewaltig jede Brust
 Uebermannet, sich jedes Sinns bemeistert,
 Alle Zungen wild begeistert.

Evoe, du starker Nymphenzwinger!
 Also scholl ihr Dithyrambus laut,
 Jubel deiner göttergleichen Braut,
 Und Triumph dir, großer Ibyruschwinger!
 Hast du nicht sie glorreich unterjocht,
 Daß ihr zartes Herz voll Inbrunst pocht,
 Daß, von tausend Wonnen überschüttet,
 Bisselnd, sie um Gnade bittet?

Doch du selbst, Gigantenüberwinder,
 Gabst dem Mädchen dich entwaffnet hin:
 Ha! gefesselt hat sie Kraft und Sinn
 Dir, du wunderstarker Sinnenbinder!

Reichend pflückst du, was ihr Mund dir bent,
 Diese Frucht voll Himmelsfüßigkeit.
 Gleicht die Traub' in Elios Weingefilde,
 Gleicht sie ihrem Ruß an Milde?

Preis dem Bacchus! Tanzt im Festgetümmel,
 Evoe! und schwingt den Thyrsusstab,
 Tanzt hügelan, und thalhinab!
 Unsre Feyer schalle bis zum Himmel!
 Seht, schon tanzt den hochzeitlichen Chor
 Luna uns mit heller Jackel vor;
 Evoe, wie an den lichten Höhen
 Jauchzend sich die Sterne drehen!

Es erklang an Naxos Felsgestaden
 Jubel, Pantenschlag und Zombelschall.
 Nympfen wachten auf am Wasserfall,
 Staunend horchten rings die Oraden.
 Fortgewirbelt von des Leuwels Sturz
 Sprang die Mänas; voll der raschen Wuth,
 Lärmend mit Krotalen und Posaunen,
 Sprangen fransgelockte Frauen.

(Diese schönen Verse dünken uns ganz tadellos bis auf das einzige, freylich dithyrambische Wort **Sinnenbinder**, das uns eine gewisse häßliche Miene zu haben scheint. Vielleicht ist dieß bloß Folge gewisser zufälliger Ideenassociationen; vielleicht liegt der Grund davon darin, daß das Substantiv **Binder** allein in unpoetischen Zusammensetzungen, die niedrige Begriffe bezeichnen, gebräuchlich ist: z. B. **Faßbinder**, **Toppfbinder**.) Der Morgen bricht an, und Bacchus kehrt, Ariadnen am Arm, zu seinem Gefolge zurück:

Sie

Sie auf ihn nachlässig hingelehnt;
 Er, durch frühen Siegerstolz verächtet,
 Strebt die Wolkchen, die ihr Aug' umdüstern,
 Wegzuschmeicheln, wegzufüstern.

»Ariadne, Geberinn der Wonne!

»Erblichen geziemt der Kummer nur:

»Aber du, bey meinem höchsten Schwur!

»Sollst unsterblich glänzen, wie die Sonne.

»Stammst du nicht aus meines Vaters Blut?

»Auf denn! komm und hege Göttermut!

»Führen will ich dich zu Jovis Throne,

»Gottheit fodern dir zum Lohne;

»Dir zum Lohne will ich Gottheit fodern,

»Ew'ge Schönheit, ew'gen Jugendglanz;

»Deiner Scheitel halbverwelkter Kranz

»Soll zum Denkmahl bey den Sternen lobern.«

Also sprach er; ihn und seine Braut

Grüßten neue Dithyramben laut,

Beide wurden schnell, auf raschem Wagen,

Zum Olymp emporgetragen.

IV. Fragmente vom griechischen und modernen Genius. Ein Parallelversuch, von F. B. An Hrn. Gleim gerichtet. So unendliche Schwierigkeiten die Schilderung des Charakters ganzer Nationen hat, so viel und vielleicht noch mehr hat ihrer das Unternehmen, die Verschiedenheiten des Genies mehrerer Völker genau zu bestimmen, die wahrscheinlichen Gründe davon aufzufinden, und aus den Produkten ihrer schönen Künste nach sichern Regeln auf die Beschaffenheit und Grade der Geisteskraft, die zur Hervorbringung

derselben erforderlich waren, zuwischzuschließen. Zu einem viel umfassenden Kopf, zu einem durchdringenden Blicke, muß sich eine Unbefangenhrit und Partheylosigkeit gesellen — Eigenschaften, die, zusammen genommen, vielleicht so selten sind, als selbst ein hoher Grad von produktivem Genie. Mit sehr geringen Erwartungen gingen wir daher an die Lektüre dieser Abhandlung, als wir den Verf. gleich mit folgender ungeheurn Hyperbel anheben sahen: „Was der Mensch unterm Monde werden kann, ward er in Griechenland.“ Die Schreibart ist an vielen Stellen äußerst präzis, voll poetischer Blümchen und Schnörkel. Die Urtheile des Verf. sind oft sehr übereilt, und einseitig: dagegen müssen wir aber auch gestehen, daß dieser Aufsatz manche recht gute, scharfsinnige Beobachtung enthält, so wie er manche schon bekante Bemerkung durch nähere Bestimmungen in neues Licht setzt, und zu weitern Folgerungen geschickt benutzt. Wir geben von Allem Proben.

Der arme Aristoteles wird S. 59 hart angefaßt. „Der Denker Aristoteles nennt als den „einzigsten Genuß, den Kunst und Poesie gewähren, das armselige Wohlgefallen an der Nachahmung und dem Nachgeahmten.“ So leicht ist etwas verdreht, was man entweder nicht ganz gefaßt, oder aus einer dunkeln Reminiscenz hinschreibt. Nirgends hat Aristoteles das gesagt, was der Verf. ihm hier in den Mund legt. In seiner Poetik handelt er ja nicht von dem Vergnügen und Genuß, den die Poesie gewähren könne, sondern, als Philo-

soph,

soph, von der Art, wie, und den Mitteln, durch welche sie wirkt, von dem, was sie mit allen schönen Künsten gemein hat, und wodurch sie sich wiederum von ihnen allen unterscheidet. Er schrieb keine Aesthetik, sondern eine Poetik. S. 61.

„Ehrwürdiger Grübler“ (es ist noch vom Aristoteles die Rede) „du wärest nie auf den Begriff von Poetik gekommen, wenn es nicht vor dir Dichter gegeben hätte; Grund genug, warum du davon hättest schweigen sollen.“ Ein schöner Grund! Ein gründlicher Technolog soll also nicht von den Künsten schreiben, weil er keine derselben erfunden haben würde, wenn sie nicht schon vor ihm vorhanden gewesen wären! —

„Oft ersticht der Verf. durch Uebertreibung das Fünfchen Wahrheit ganz, das in seinen Sätzen verborgen liegt.“ „Der civilisirte Nordländer wird wolkas, was er wird, durch den Verstand. Das liebliche Harmonienspiel des innern Sinns, die süßen Gaukelereien der Phantasie, die leisen und innigen Webungen des Herzens stehen im Widerspruch mit seinen natürlich-starren Nerven, und mit dem Frost der Natur in der größten Hälfte des Jahres.“ Daß das Klima allerdings mit auf die Lebhaftigkeit der Phantasie und die feinem Gefühle wirke, ist außer Streit; wie wenig von demselben aber der größere oder geringere Grad der Empfindsamkeit allein abhängt, erhellt unwidersprechlich aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts und der Kultur. Dasselbe Klima, das einst das feinfühndste Volk ernährte, zeugt jetzt die rohesten

Barbaren. Durch reizende, paradiesische Gegenden schwärmen wilde, blutgierige Horden, und in den rauhen Gebirgen Schottlands blühte der edle, sanfte Heldenstamm, gegen den, auf höherer Stufe der Cultur, die Bewohner des milden Griechenlands Barbaren waren.

S. 63. „Bücher machen uns bekannt mit „Helden und Halbgöttern, wenn uns die wirkliche „Welt Alltagsgesichter zeigt.“ Wohl uns, daß wir keine Halbgötter mehr nöthig haben! Theseus, Hercules &c. wären nicht dafür gehalten worden, wenn die Menschen um sie her nicht Halbthiere gewesen wären. „Wir lesen Thaten und sehen keine.“ Die Thaten, die sich sehen lassen, sind nicht immer die edelsten, nützlichsten. Unbestechliche Richter, edle Geistliche, unermüdete Aerzte, freymüthige Schriftsteller, die mit Aufopferung aller Kräfte, alles andern Lebensgenusses, ja mit Gefahr, Leben und Freyheit zu verlieren, gegen den mächtigen Despotismus, gegen die schrecklichen Furien des Aberglaubens und der Intoleranz, und das ganze Heer der Vorurtheile kämpfen — diese sollen wir doch wohl nicht geringer achten, als starknervige Athleten, die Räuber und wilde Thiere erlegten? Ihre Zeitgenossen haben sie vergöttert; wir wollen uns begnügen, ihr Andenken zu ehren. — „Wir „lernen, was wir entdecken sollten.“ Und bey den Griechen, war da jedes Individuum Erfinder? Freylich wäre besser, besser; allein da es doch einmal unmöglich ist, daß wir alle erfinden können, so wollen wir einander heroisch, aber klüger denken:
nicht

nicht sagen: aut Caesar aut nihil, sondern, da zwischen dem Kaiser und dem Nichts, zwischen dem Erfinder und dem gedankenlosen Nachbeter erlerneter Worte ein unendlicher Zwischenraum ist, auf dem so manches nicht verächtliche Verdienst Platz hat, lernen, was uns und andern frommen kann.

Man kann dem Verf. zugeben, was doch noch immer sehr problematisch ist, daß der Nationalstimm der Griechen sich weit weniger zum Komischen geneigt habe, als unser moderner Volkstimm; und doch folgt noch nicht, daß die Erscheinungen, die er hieraus erklären zu wollen scheint, blos hierin gegründet wären. Sie entsprangen zum Theil aus ganz andern Ursachen. Aus jenem geringern Hang der Griechen zum Komischen will der Verf. erklären, woher es komme, daß sich sogar keine Reste, und so unvollkommene Nachrichten von den ältesten satyrischen Gedichten der Griechen erhalten haben, und daß wir von ihren komischen Theaterdichtern so wenig, so viel hingegen von ihren Tragikern besitzen. (Natürlicher erklärt sich das aus einer allgemeinen Erfahrung, daß überhaupt das Interesse und die Verständlichkeit komischsatyrischer Gedichtes von vorübergehenden Zeitumständen, Personen, Sitten &c. abhängt, die tragische Poesie hingegen mit Leidenschaften und Angelegenheiten des Herzens zu thun hat, die zu allen Zeiten und bey allen Völkern so ziemlich dieselben, und deren Sprache allgemein verständlich ist, und in der Hauptsache wenig Veränderungen leidet.) Auch daß die Archonten von Athen die Komödie erst spät in ihren Schußnahmen.

nahmen, da man das Trauerspiel lange zuvor als einen Theil des Gottesdienstes verehrt hatte, ist eben aus diesem Umstande sehr begreiflich, und man hat nicht nöthig, zur Erläuterung dieses Factums, eine größere Neigung der Griechen zu ernsthaften, als komischen Schauspielen vorauszusetzen.

Unter die guten Bemerkungen zählen wir folgende Stelle: „Menschen von warmen Herzen mögen mitunter recht gern lachen; aber Menschen von eiskalten Herzen mögen nichts als lachen. So sehr der komische Wis sich mit lebhafter Imagination verträgt, so wenig verträgt er sich dauernd mit feuriger Imagination. Deswegen lesen wir von den Morgenländern, daß sie, bey ihrer Fülle von Geisteskraft, in Gesellschaft wenig lachen. Deswegen ist der komische Wis das Erbtheil des gemäßigtern Nordens. Ein mittelmäßiges komisches Geistesprodukt kommt bey uns weit leichter in allgemeinen Umlauf, als ein vortreffliches ernsthaftes. Sollen wir uns dessen rühmen oder schämen? Keines von beyden, laßt uns von Herzen lachen zu einer Zeit, wo es so wenig zu bewundern giebt, wo die Handlungen der Menschen, in ihren chinesischen Conventionschranken, so ordentlich und schicklich hinalaufen, und selten ein Interesse haben außer dem Komischen, wenn sie sich ein wenig von der wohlhergebrachten Schicklichkeit entfernen.“

Die Deutschen haben sich bisher immer den Ruhm zueignen können, mehr als irgend ein anderes Volk die Schätze ausländischer Litteratur zu kennen,

nen und unparthenisch zu wägen — wie sehr aber müßte nicht jeder unterrichtete Ausländer (der wahrlich eben nicht ein Franzose zu seyn braucht,) den Kopf schüttele, wenn er durch einen Zufall solgender Stelle zu lesen bekommen sollte? „Was bey den Franzosen Poesie heißt, ein artiges Gedankchen, wie eine Nadelspize, die man gegen die Sonne hält, nach allen Seiten schimmern zu lassen, hieß nicht so in Griechenland.“ Mit wahren Mißbehagen lasen wir dies höchst ungerechte, höchst einseitige Urtheil unter mehreren treffenden Bemerkungen. „Wenn die Bestimmung aller Kunst und Poesie dahin geht, unsre Seele in einen schönen Schwung zu bringen,*) so kann man recht eigentlich sagen, daß jede griechische Dichtungsart ihre eigene Schwungempfindung habe. Wie die Epopoe, die Traggödie und die pindarische Ode, jede mit charakteristischer Modifikation,

*) Wenn wir dieser Stelle unsern Beyfall geben, so dehnen wir ihn nicht ganz unbedingt auf den Vortrag aus. Unmöglich können wir uns von dem Werth solcher bildlichen Ausdrücke, als der Verstand braucht, überzeugen. (z. B. der Seele einen schönen Schwung geben, Schwungempfindung, das menschliche Herz ist das große Stärkungsziel der Poesie). Statt den Gedanken klarer, anschaulicher zu machen, verdunkeln sie vielmehr den Sinn, und verwirren nur diejenigen Leser, die der abgehandelten Materie nicht schon mächtig, und außer Stand sind, dem Schriftsteller auf halbem Wege entgegen zu kommen.

„dification, der Seele den höchsten und köpften, so
 „gab ihr das anacreontische Lied den lieblich: frölich-
 „sten, das Jbyll den lieblich-naivsten, das Epi-
 „gramm den gefälligsten Schwung. Aber das
 „leise Beben der griechischen Epigrammenempfin-
 „dung ist uns zu fein. Unsere Epigrammen sind
 „nie (?) Fünkchen von Gefühl, sondern immer von
 „Wiß, und selbst der Wiß wirkt nicht auf die Mei-
 „sten; wenn er nicht kaustisch ist, wie Höllestein.
 „— Es ist so etwas unbeschreiblich Absichtsloses
 „in der griechischen Poesie! Man sieht nie, daß
 „sie es auf unser Herz anlege. Sie zieht uns in
 „ihre Fesseln, wie ein unschuldiges Mädchen. Un-
 „sere Poesie (und nicht nur unsre, sondern vor allen
 „Dingen auch schon die römische) „ist eine Kofette,
 „an der, bey aller Schönheit, die Gefallsucht miß-
 „fällt. Den modernen Genius hört man gehen.
 „Der griechische Genius köhmt, wie sich für ei-
 „nen Geist ziemt, leise in seiner Kraft. — Man
 „könnte denken, daß an dem raffinirten Wesen, be-
 „sonders unsrer Trauerspiele, die verfeinerte Philo-
 „sophie schuld sey, die sich in alles mischen will.
 „Das ist nicht. Die Griechen philosophiren in ih-
 „ren Trauerspielen sehr viel; Euripides zuviel;
 „aber sie philosophiren anders als wir. Einfache
 „Denksprüche, zum Nutzen und Frommen des
 „Volks, nebenbey aufs Theater gebracht, meistens
 „ganz populär, trivial würden wir sagen, das ist
 „ihre Theaterphilosophie. Wir ersetzen den Man-
 „gel an simpler Eindringlichkeit durch ein Gewebe
 „von Sophismen, und lassen unsre Helden und
 „Heldin-

„Selbstinnen über sich selbst raisonniren.“ (Wären die tragischen Werke der Griechen von diesem Fehler ganz frey?)

Der Verf. zweifelt, ob Popsens Essay ihnen für Poesie gegolten haben würde? Warum nicht? zählten sie nicht den Hesiod, Phocylides, Theognis, Aratus, Empedocles u. a. unter die Dichter? — Richtig und neu finden wir die Eintheilung des Interesse in Interesse der Sympathie und der Neugier. „Jenes, sagt der V. liegt an Situationen, diesem an Ueberraschung und Intrigue. „Jenes verlangt nur ächte Abdrücke der Natur, „dieses künstliche Einfassungen; jenes begnügt sich, „den Dichter oder seine handelnden Personen im „Gang ihrer Empfindungen Schritt vor Schritt „zu begleiten, dieses genießt der Erwartung statt „des Erwarteten; jenes freut sich der Wahrheit, „dieses der Wendung des Gedankens; und da doch „Mitempfinden die Menschheit und Neugier die ältesten Weiber auszeichnet, so könnte man jenes das „Interesse der Menschlichkeit und dieses das alte Weiberinteresse nennen. Wer's nicht glauben will, daß das Altwreiberinteresse das moderne „herrschende Interesse ist, der höre doch nur die „gangbaren Urtheile über beliebte Geisteswerke. — „Das ist ein Mann! Der weiß die Erwartung von einem Ende des Buchs bis ans „andere zu spannen! Es kommt immer anders, „als man denkt! — ihr Armen! Und wenn ihr „nun wißt, wie es kommt, was habt ihr dann „noch? — Der Grieche wußte den Inhalt der
Schau.

„Schauspiele immer vorher. In der Ilias fand er kei-
 „ne Begabtheit, die er nicht schon als Kind hätte
 „erzählen hören. Aber die Situation vor sich zu
 „sehen, lebendig vergegenwärtigt in sich zu fühlen,
 „das war der erwünschte Genuß, den ihm die Kunst
 „gab; und darum las und hörte und sah er sich
 „nicht zum erstenmal müde. — Durchdrungen,
 „vom griechischen Geist ereiferte sich unser Lesing
 „gegen die Intrigue im Schauspiel zur Ehreret-
 „tung der Prologen seines Euripides. Seine all-
 „geachtete Stimme wirkte dasmal nichts, und
 „konnte nichts wirken. Lesing selbst hat vielmehr
 „sehr wohlgethan, seine Schauspiele durch Intrig-
 „ue recht schön zu verflechten. Schauspiele und
 „Gedichte wollen wir doch einmal haben, und Grie-
 „chen sind wir nicht. Jedes Zeitalter will bedient
 „seyn nach seiner Weise.“

V. Kleine Gemälde, von Fy. Diese poe-
 tischen Gemälde sind klein und artig; das ist aber
 auch alles, was sich von ihnen sagen läßt. Man
 betrachtet sie einen Augenblick, und geht dann wei-
 ter, wie man in der Natur über einen einzeln ste-
 henden Baum, eine einzeln stehende Blume, be-
 ren Schönheit und Verhältnisse sehr bald erschöpft
 und ausgenossen sind, hinwegschlüpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Akademie der schönen Redekünste. Herausgegeben von *G. A. Bürger*. 1790.
(Fortsetzung der im 46. Bande S. 94. abgebrochenen Recension.)

Das zweyte Stück des ersten Bandes dieser Akademie wird mit Scenen aus dem Grafen Donnamar, einem damals noch ungedruckten Roman, eröffnet. Da der Roman, aus welchem diese Bruchstücke hier zur Probe gegeben werden, seitdem erschienen ist, so halten wir es für unnöthig, etwas darüber zu sagen.

II. Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller. (im deutschen Merkur. 1789. I. S. 283.) Den Eingang dieses kritischen Commentars machen einige Gedanken über das didactische Gedicht. „Der Grund, (sagt der Verf.) weswegen Lehrgedichte, die besten kaum ausgenommen, so wenig gelesen werden, weswegen selbst die meisten Kunstrichter ihnen nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten einräumen, ist bekanntlich der: daß der Stoff der Prosa angehört, und einzig durch den Vortrag (eine) poetische Gestalt gewinnen kann. Wenige Leser aber sind für die
Schön-

Schönheiten des Vortrags empfänglich genug, um dadurch den Abgang an Bestimmtheit und Vollständigkeit des Unterrichts hinlänglich vergütet zu glauben.“

Die Erklärung, welche hier von einem als bekannt vorausgesetzten Factum angegeben wird, ist nicht ohne alle Wahrheit; aber, so wie sie hier ausgedrückt ist, reicht sie doch noch nicht aus. Unmöglich kann die Unempfänglichkeit für die Schönheiten des Vortrags der letzte Grund des Kaltfinns der meisten Leser gegen didactische Gedichte seyn, da ihnen jene Schönheiten nur allzu oft die unbedeutendsten Gedanken zu empfehlen im Stande sind. Kann aber der Reiz der Einleitung ohne Werth der Materie allein schon anziehen; warum läßt er kalt, wenn er mit einer schäßbaren und lehrreichen Materie vereinigt ist? warum erregt er oft selbst eine Art von Verdruß und Widerwillen? und zwar bey Lesern von gebildeten Geschmack, die gar wohl wissen, daß man in einem Gedichte nicht den vollständigen Unterricht suchen darf, den ein Compendium der Wissenschaft darbietet. — Dieses kann nicht die Schuld der Gattung seyn. Der Fehler muß also in der Bearbeitung liegen.

Der Dichter, welcher absichtlich auf den Unterricht arbeitet, oder eine Wissenschaft zum Gegenstande seines Vortrags macht, steckt sich ein Ziel, welches nicht das Ziel der Dichtkunst seyn sollte. Die Dichtkunst ist, wie jede schöne Kunst, ein Spiel der Einbildungskraft, und es ist gut, wenn diese, in ihrer freyen Thätigkeit, Wahrheiten

findet, die dem Verstande ein brauchbarer Stoff werden können. Aber wenn sie diese Wahrheiten absichtlich aufsucht, so geht die Vorstellung der Freiheit verloren, die eine unerlässliche Bedingung für das Wohlgefallen an dem Schönen ist.

Dieses ist der Grund der Regel, das Lehrgedicht müsse den Schein der Methode vermeiden. Denn Methode zeigt den Zwang der Einbildungskraft durch die Gesetze des Verstandes an. Aber was entsteht aus der Beobachtung dieser Regel? Daß der Dichter den Unterricht, den er zu geben verspricht, weder halb noch ganz giebt.

So wie es nun auf der einen Seite für jeden Menschen von gebildetem Geiste etwas sehr erfreuliches ist, da, wo er bloße Kurzweil erwartete, bey dem Spiele selbst (für den Geist) zu gewinnen; so ist es auf der andern Seite unangenehm für den Verstand, da wo er Unterricht erwartete, durch ein bloßes Spiel der Phantasie getäuscht zu werden. Die schöne Form kann daher dem Geschmack gefallen, während die Vernunft die Art der Bearbeitung misbilligt, und es wird ein Streit entstehen, welcher dem Genusse schlechterdings nachtheilig ist.

Die meisten didactischen Gedichte, welche einen wissenschaftlichen Stoff bearbeiten, — oder, wie unser Verf. sich ausdrückt, deren Stoff der Prosa angehört — haben den Fehler, daß das feinere Gefühl einen Mangel an Harmonie zwischen dem Inhalt und dem Ausdrücke wahrnimmt. Wenn jener nur ein Werk des Nachdenkens ist, so soll die.

dieser ein Werk der Begeisterung scheinen. Es ist aber sehr schwer, diese Täuschung lange fortzusetzen.

Ganz recht sagt unser Verfasser: Dasjenige Gedicht, in welches die Individualität des Dichters am meisten verwebt sey, scheine ihm, wenn alles übrige gleich ist, immer das bessere.

Ein Gedicht kann schön seyn, ohne zu interessieren, denn die bloße Schönheit läßt kalt. Um den Zweck der Dichtkunst ganz zu erfüllen, muß es auch geistreich, es muß ein Produkt des Genies seyn. Das Genie schließt den Begriff von Originalität in sich, welche nur mit der Einbildungskraft vereinigt seyn kann. Das Wesen der Poesie aber beruht auf der Darstellung der Ideale der Einbildungskraft d. h. auf der Kunst eine individuelle Gemüthsstimmung zum Gegenstande eines allgemeinen Wohlgefallens zu machen.

Der vollkommene Dichter ist also derjenige, in welchem sich Genie und Kunst vereinigt hat. Jenes bietet den Stoff dar; diese giebt dem Stoffe seine Form. Der didactische Dichter, wie wir oben annahmen, welcher seine Materie von dem Philosophen leihet, und sie, als wäre sie ein Produkt seiner Phantasie, in schöne Formen schmelzt, zeigt mehr Kunst und Geschmack, als Genie.

Es ist also ganz wahr, was hier gesagt wird: „Das lehrende Gedicht könne selbst im Stoffe poetisch werden, und die dichterische Behandlung sey dann nicht mehr willkürliche Auszierung, sondern notwendiges Werkzeug der Ideen-Mittheilung“

Und

Und das lehrende Gedicht dieser Art wird dem geübtesten Denker und dem aufgeklärtesten Geiste ein Interesse erwecken, welches, wo nicht an Stärke doch an Dauer, das Interesse jeder andern Gattung bey weitem übersteigt. Wer greift nicht immer wieder nach seinem Horaz? Wer liest die Sermonen und Episteln dieses Dichters nicht auch dann noch, wenn er längst den Geschmack an seinen Oden verloren hat? Die neugierige Jugend verschlingt die Rittergeschichten eines Nicolai; aber seine Episteln liest auch der Mann immer mit neuem Genuß.

Diejenigen Kunstrichter haben also sehr Unrecht, welche dem Lehrgedichte nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten anweisen. Der Dichter verfare nur, wie er soll; als Dichter, nicht als Rhetor. Will er aber den Rhetor machen, so mag er auch mit dem kalten Beyfall vorlieb nehmen, den man schönen Formen zollt, die weiter nichts sind als dieß. Uhens Lehrgedichte haben wenige gelesen; aber seine philosophischen Oden sind in jedermanns Mund. So viel kömmt darauf an, daß sich der Leser des Dichters von der Wahrheit überrascht finde! —

Wir heben noch eine Bemerkung aus der Beurtheilung des Gedichtes, welche wir hier nicht weiter verfolgen können, aus. Sehr gut heißt es unter andern: „Die Ideen in Schillers Gedichte haben, einige Stücke ausgenommen, anschauliche Klarheit und anschaulichen Zusammenhang. Dieses Verdienst ist um desto größer, da er nicht

an der äußern Schale seines Gegenstandes kleben geblieben, sondern in das Innere gedrungen ist, und zwar tiefer als mancher sich brüstende Philosoph. Denn es bedarf wohl keines Beweises, daß anschauliche Darstellung um so schwerer sey, je geistiger das ist, was dem Dichter vorschwebt. Indessen ist hier gerade der Punkt, wo die Poesie eines so verfeinerten Zeitalters, wie das unsrige, durch eigenthümliche Vorzüge glänzen kann. Je zarter und feiner die innere Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger und leichter die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet, um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grade erweitert sich der poetische Horizont auf der andern Seite: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlich = fühlbare, wenn gleich ätherische Bildung an.“ —

III. La Valliere, Ludwigs des vierzehnten Geliebte. Ein Aufsatz in der beliebten Manier, welche die Wahrheit der Geschichte in die Form des Romans schmilzt. Aber weder Inhalt noch Vortrag berechtigten diesen Aufsatz zu einer Stelle in dieser Akademie. Die Sprache ist ganz die gewöhnliche Romanensprache, bald trivial, bald gesucht. Man lese folgende Stelle S. 183. Der behörte Jüngling war wirklich willens, sie ordentlich zu heirathen. Selbst der kluge Mazarini, von dieser Aussicht berauscht, trat um ein Haar

Haar auf die Fallbrücke. — S. 185. Das Sträfliche eines solchen Verhältnisses empörte von neuem die ganze königliche Familie, und wirklich auch die edle Seele des Königs. S. 189. Aber gerade, weil er sie nicht gesehen hatte, zerarbeitete sich seine Phantasie rastlos an ihrem Bilde. — Trivialitäten genug! Nun noch etwas von der andern Art. S. 189. Eine schlaflose Nacht empfing den kommenden Tag. S. 192. Ihr Gesicht war zu lang, um das Künstleroval zu erreichen: (Würde es das Oval erreicht haben, wenn es kürzer gewesen wäre?) Ihr halbdunkles Haar floß in langen Wogen herab. Ihr braunblaues Auge (Welch' eine musterhafte Genauigkeit! Hier fehlt nichts als ein Citatum des Farbenlexikons! — Dieses braunblaue Auge nun — arrige aures, Pamphile!) warf ein helles Mondlicht (ohé!!) durch lange, schwarze (schwarze? nein doch! halbdunkel müssen sie gewesen seyn,) schattende Wimpern. — Sie lachte lieblich, sie lächelte noch viel lieblicher. Ein tabelloser Wuchs, ein weichgerundeter Arm, eine kleine Hand, wie aus Elfenbein geschnitten (!!)

ließen den Liebhaber zc. S. 195. Alles irrte in halbnatürlicher Freyheit in den Lustgängen umher, als unvermuthet eine Wolke, der man so etwas nicht zugetraut hätte, in einen Plakregen sich niedergoß. — S. 200. Alles, was man sagte, mußte elegant seyn, und vollends was man schrieb, mußte als Nachtrag zu den Briefen des Boitüre gedruckt werden können.

Ob wohl bey diesem Nachtrag zum Boitire (man denke, wie neu und zierlich das ist!) dem Verfasser das Gewissen nicht geschlagen hat? — Aber es ist an diesen Proben genug, um die Liebhaber dieses neumodigen Styls aufmerksam zu machen. —

Drittes Stück. I. Bellin, von dem Herausgeber. Die bekannte Geschichte von Joconde, mit der dem Verf. eignen Originalität, in Ottave rime erzählt. Fast mit derselben Leichtigkeit, wie Ariost, in seiner reimreichen Sprache, besiegt Bürger die Schwierigkeiten dieser mühsamen Versart. Eine glückliche, reiche Laune weht in diesem, nur allzu kurzem, Versuche, dessen Vollendung jeder Leser wünschen wird. Bisweilen müssen die Reime selbst dem Ausdrucke dieser Laune dienen:

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
Der Rathpapa, nicht allzuviel zu gut;
Beleuchtet sie mit der bewußten Lampe
Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut.
Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe,
Der Collecteur, der Welt zum Besten thut,
Des Nahrungsfleiß mit Briefen, unfrankiret,
Die halbe Welt mit Rosen bombardiret.

Auch der vorhergehende Panegyri auf die so oft verschriene Dichtkunst verdient, eben so sehr um der Laune, als um der Wahrheiten willen, die er enthält, eine Auszeichnung:

Man

Man kritte mir den Dichter, wie man wolle,
 Sein Pliniusborn setzt doch ein edles Blut.
 Die Menschenpflicht kündigt er an ihrem Zolle
 Wohl nie so arg, als sein Verächter thut,
 Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
 Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön und gut.
 Im Ganzen traun! erscheint an Dichterkänden
 Weit minder Schmutz, als in den andern Ständen.

Es herrscht gewiß durch alle Fakultäten
 Der Lehr. Wehr. Nähr. und Zehrbesießigkeit,
 Vom Nichts empor, bis zu den höchsten Räten,
 Viel Schurkerei und Niederträchtigkeit.
 Nie ferne noch die Klasse der Poeten
 Von Redlichkeit und Hochsinn sich so weit.
 Wie oft hat dort der Henker holen müssen!
 Von Dichtern wird man selten so was wissen.

Ein Schluß hieraus kann schwerlich mich betrügen,
 Nicht Geisteslust nur schlürfet der Poet:
 In seiner Kunst muß auch ein Adel liegen,
 Der in das Herz des Künstlers übergeht.
 An solch ein Herz vertraulich sich zu schmiegen
 Scheint räthlicher für manche Majestät,
 Als von Bezier, von Musti und von Basen
 Anbeten und — verrathen sich zu lassen.

II. Ueber des Dante Alighieri göttliche Comödie. Dante wird jetzt selbst von seinen Landsleuten nur wenig gelesen. Die Schwierigkeiten des Inhalts, die Rauheit der Sprache und Verse schreckt sie ab. Gleichwohl läßt er die Mühe, welche man auf ihn wenden muß, nicht unbe-
 lohnt; nicht nur als Dichter, sondern auch gewis-
 ser-

fermaßen als Geschichtschreiber. Das Bild seines Zeitalters, aus welchem sich, einige Chroniken ausgenommen, wenige schriftliche Denkmäler erhalten haben, strahlt aus seinem Gedichte wie aus einem Spiegel zurück. Auch führen ihn die italienischen Geschichtschreiber als einen vollwichtigen Zeugen an. Aber eben um dieser engen Beziehung auf die damalige Verfassung seines Vaterlandes willen, muß man einige Kenntniß der Zeiten mitbringen, in denen er schrieb, um ihn mit Interesse zu lesen, und ihn aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen.

Ganz Italien, aber vorzüglich die Lombarden und Toscana, war in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in einer heftigen Gährung. Das Ansehn des Kaisers war fast ganz vernichtet, und kein anderes Band war da, die trotzigten Städte zu einem Ganzen zu vereinigen und sie ihre Freiheit ertragen zu lehren. Der Kampf der Guelfen und Gibellinen, des Adels und der Städte, der Städte unter einander, erhielt eine lange Anarchie, während deren sich die gewaltthätigsten und wildesten Leidenschaften auf eine wunderbare Weise entwickelten und stärkten. Fast niemand wußte, ob er ein Vaterland habe; so schnell war der Wechsel der Factionen, und so gewaltsam die Folgen eines jeden Siegs. Auch die beyden Parthenen, wovon die eine das Ansehn des Papstes und der Kirche, die andre die Rechte der Kaiser zu verfechten schien, kämpften oft nur für sich. Freiheit schrieb das Volk und Anarchie trug es im Sinne. Mäch-

tige raubten, Tyrannen würgten, Priester trieben Verrath, und der heilige Vater zu Rom war meistens Erzengel der Zwietracht.

Während dieses wilden Kampfes der körperlichen Kräfte, schienen sich die Geister dem Despotismus eines ererbten Schlandrians gefangen gegeben zu haben. Die Pedanterey der Mönche hatte alle Wissenschaften in unnatürliche Formen gezwungen. Die Theologie war auf eine unverständliche Pheosophie gegründet; und die Philosophie dieser Zeiten war fast ganz in die Dialektik übergegangen. Die barbarische Sprache, deren sich die Gelehrten bedienten, wäre allein schon hinreichend gewesen, den geraden Sinn für Wahrheit mit unauflösllichen Banden zu fesseln.

Eine einzige schöne Blüthe des menschlichen Geistes, die Sängerkunst der Provenzalen, war in diesem Zeitalter empor gesproßt. Sie bildete sich etwa anderthalb hundert Jahre vor Dante im südlichen Frankreich. Die toscanische Poesie erhielt ganz ihre Gestalt von derselben. Schon seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dichteten viele in der Manier der Provenzalen, toscansche Sonnette, Canzonen und Balladen; aber erst kurz vor dem Dante und zu seiner Zeit geschah es mit mehrerm Glück durch Quinicelli, Fra Guittone von Arezzo, Guido Cavalcanti, und Messer Cino von Pistoja. Von Dante selbst haben sich eine Menge Lieder dieser Gattung erhalten; und sowohl die seinigen, als manche von den Liedern seiner Zeitgenossen, würden nicht ganz vergessen werden
seyn,

seyn, hätte nicht Petrarca an zauberischer Harmonie des Ausdrucks und Reinheit der Empfindungen alle seine Vorgänger so weit übertroffen.

So war das Zeitalter, in welchem Dante lebte und schrieb. Man hat keine gute Biographie von ihm, und die beste Quelle seiner Geschichte sind seine Werke. So erzählt er die Geschichte seiner ersten Jugendliebe zu einem florentinischen Mädchen, Beatrice Portinari, in einem eignen prosaischen Werke, welches den Titel führt: Neues Leben des Dante Alighieri. Es ist die Frucht seiner jüngern Jahre, aber schon ganz mit dem Stempel seiner Eigenthümlichkeit ausgeprägt; eine Mischung von Einfalt, Aufrichtigkeit und jugendlicher Schwärmeren.

Seine göttliche Komödie, das Werk, welches seinen Namen von dem Untergange gerettet hat, war zu einem Denkmal für seine Geliebte bestimmt, welche im vier und zwanzigsten Jahre starb. Aber es kamen noch andre Antriebe dazu, welche seinem Werke eine Vielseitigkeit gaben, die man nur bey anhaltender Betrachtung wahrnimmt. Um viele einzelne Stellen desselben, und selbst die ganze Composition, nicht miszuverstehn, muß man den Gang der Schicksale des Dichters immer vor Augen haben.

Der Verfasser dieses Aufsatzes rückt hier eine kurze Lebensbeschreibung des Dante ein, welche in den meisten Umständen mit der Meinhardischen übereinstimmt. Indesß sucht er den Dichter wegen der beschuldigten Veränderung seiner Denkungsart

zu rechtfertigen. Ob er gleich in dem Schoosse der Guelfen geboren sey, so folge daraus noch nicht, daß auch er dieser Parthey habe anhängen müssen. Das erste und einzigmal, da er in öffentlichen Verhandlungen austrat, handelte er als ein patriotischer Bürger, und wenn er sich der Partheylichkeit schuldig gemacht, so wars für die mit den Gibellinen zusammenhängende Parthey; denn aus diesem Grunde ward er verbannt. Ohne Zweifel hatten die Guelfen das größere Recht für sich. So wie die Päbste damals wirthschasteten, war es einleuchtend, daß ihre Einwirkungen in irgend ein politisches System höchst schädlich seyn mußten.

Dante schrieb sein großes Werk während der Leiden seiner Verbannung. Während ihn in der wirklichen Welt der Drang der Sorgen zu Boden zu drücken schien, erhob sich sein Geist und suchte Trost in einem selbst geschaffnen Lande. Die allgemeine Idee der göttlichen Komödie ist sehr einfach und zur Genüge bekannt. Die Einrichtung derselben macht' es ihm möglich, der Erzählung fast alles, was er will, einzuweben und er hat sich dieser Freyheit im vollsten Maaße bedient. Der Prunk, den er mit seiner Gelehrsamkeit macht, ist dem Dichter eines Zeitalters zu verzeihen, in welchem die Wißbegier bey jedem Schritte unendliche Schwierigkeiten zu übersteigen fand, um einen kleinen Schatz von Wahrheiten einzusammeln. Am schätzbarsten ist in seinem Werke die Darstellung der wirklichen Welt, und die häufigen Schilderungen der Menschen, unter denen er gelebt hatte. Die göttliche

liche Komödie ist ein reichhaltiger Nekrolog merkwürdiger Menschen, vorzüglich aus der lehrverfloßnen Periode. Er hat viele Namen in ihr verewigt und oft mit einem Worte gebrandmarkt oder verherrlicht.

Wie die göttliche Komödie höchst sonderbar ist im Größten und Kleinsten, in den feinsten Nuancen des Ausdrucks, und selbst in den Reimen nicht weniger, als in dem Plane und in der ganzen Manier der Behandlung, so gab ihr der Dichter auch einen sehr seltsamen Titel. Die Kunstrichter haben viel gestritten, was er sich wohl dabei gedacht haben möge. Er selbst giebt eine entscheidende Auskunft, um die man sich aber, wie es scheint, nicht bekümmert hat. Die Komödie, sagt er, hebt an mit einer verworrenen und unangenehmen Lage, und endigt fröhlich; so schreitet auch mein Gedicht von der Reise durch die Hölle zu den Freuden des Paradieses fort. — Eine göttliche Komödie nannte er sie, weil sie von göttlichen Dingen handelt.

Nach dieser Einleitung läßt der Verf. (Herr A. W. Schlegel) einen Auszug aus dem Gedichte selbst folgen, welcher hier nur bis zum dritten Gesange geht. Er hebt einzelne Stellen aus, die er in Verse übersezt, und durch Erzählung zusammen verbindet. Wie glücklich Hr. S. in seinen Uebersetzungen den Ton des Italieners getroffen hat, wird man aus folgender Probe sehn:

»So bist du der Virgil und bist der Bronnen,«
Erwidert ich ihm mit verschämter Stirn,
»Aus dem so voll der Rede Fluß geronnen!

Du der andern Dichter Licht und Preis,
 Gedenk's mir nun, daß ich in deinem Buche
 Geforscht mit großer Lieb' und stetem Fleiß!
 Als Meister muß ich dich und Vorbild loben;
 Du bist's allein, dem ich den schönen Styl
 Verdanke, der zum Ruhme mich erhoben.
 Du siehst das Thier, das feck mit mir zu hadern
 Nicht unterläßt: sech, großer Weiser, mir
 Dagegen bey! mir zittern Puls und Adern.«

III. La Valliere, Ludwigs des vierzehnten Geliebte. Schlull.

IV. Panegyrikus oder flüchtige Standrede zu Ehren der wohlloblichen Uebersetzergenossenschaft im heil. röm. deutschen Reiche. Die Fronte in diesem Panegyrikus ist, zumal vorn herein, etwas frostig. Doch enthält er einzelne gute Stellen. Unter diese rechnen wir z. B. folgende: „Viele Gelehrte klagen über den Verfall der wahren Gelehrsamkeit; keiner aber hat noch bemerkt, daß unsre Uebersetzer eigentlich die Säulen sind, die das wankende Gebäude unterstützen. Gelehrt seyn, heißt, mehr wissen als Andre. Wissen ist das Gegentheil von Denken. Wer also mehr als Andre weiß, ohne dabey zu denken, ist ein wahrer Gelehrter. Welch' eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit ist nun nicht die Uebersetzergelehrsamkeit!“ u. s. w. Im Ganzen könnte dieser Gegenstand mit weit mehr Laune behandelt werden, zumal, wenn man die Charlatanerien der Uebersetzer mit in den Gesichtskreis zöge.

V. Cäsar am Rubiko. Monolog. Ein Monolog, wie ihn der Poet an Cäsars Stelle gehalten haben würde. Aber Cäsar? Nein der hatte noch nicht aus dem Seneca gelernt, so schwülstige Tiraden zu dreheln!

Ein jeder Wassertropfen, den dein Fuß
In diesem kleinen Bache trübt, fließt nieder
Zum Tartarus, und lehrt Verdammte, stolz
Sich in die Brust zu werfen, wenn sie nicht,
Wie ich, durch Unbath sich versündigten.

Wer wird einem Manne solchen Unsinn in den Mund legen, zu dessen Größe auch eine ganz einfache Art des Ausdrucks gehörte? Wie würde sich dieser treffliche Redner geschämt haben, wenn ihm auch nur in der Hitze des Extemporirens ein Ausdruck entschlüpft wäre, wie dieser:

Seht das Herz,
Das stillen, gleichen Schlags im Blutgewühl
Des Geistes leisen Flügelschritt nicht störte. !!

VI. Drey Fabeln, welche sich weder durch Erfindung noch Ausdruck empfehlen. Warum heißt der Schwan der Fürst der Wasser? und wenn er in den Wassern herrscht, warum müssen es gerade Bachstelzen seyn, die seinen Gang nicht königlich genug finden? Die zweyte Fabel enthält nicht einmal eine richtige Moral. Wir schreiben sie als ein Muster ab, wie man die Fabel nicht schreiben soll:

Ein junger Knappe hob den Adlerkopf,
 Und schüttelt ihn und bäumte sich und schlug
 Mit allen Hufen wechselnd in die Luft.
 »Ei! — sprach ein Esel, der von ferne stand,
 Und streckte seine beyden Ohren — »Ei!
 »Was doch die liebe Jugend thöricht ist!
 »Die Ruhe, schrie er lauter — Ruhe, Freund,
 »Sie ist es einzig, was dem Weisen ziemt.«
 Das klingt ja, gegenwieberste das Ross —
 Wie Wahrheit; — aber — aber — barter Punkt! —
 Wie kann ich glauben, was ein Esel lehrt?

V.

Bermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig. Pragur. Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von — und Gräter. Zweyter Band. 1792. 476 S. in 8. Herr G. klagt, daß der erste Band dieses Magazins in den meisten gelehrten Zeitungen noch nicht angezeigt worden. Er scheint nicht zu wissen, daß der größte Theil unsrer kritischen Tribunale den Hösen gleicht, wo nur ein glücklicher Zufall oder der gute Wille eines vermögenden Gönners zur Ehre der Präsentation verhelfen kann. Wir haben in dieser Bibliothek den ersten Band angezeigt und ange-

ge-